Universität Zürich
Soziologisches Institut

Beat Fux
Sonneggstrasse 51
8006 Zürich

Telefon 01 / 261 29 92
Fax 01 / 634 29 08
fux@soziologie.unizh.ch

Soziale Identitäten im Wandel: Überlegungen am Beispiel des öffentlichen Gebrauchs von PET-Flaschen im Alltag junger Erwachsener

Dr. Beat Fux,

Privatdozent an der Philosophischen Fakultät

Antrittsvorlesung

2. Dezember 2002

„Wenn er frühmorgens oder abends in einem der gut gefüllten Pendlerzüge herumblicke", so stellte vor einiger Zeit ein befreundeter Mittelschullehrer fest, „dann falle ihm immer wieder auf, wie vorwitzig aus manch einem Schülerrucksack, eingezwängt zwischen Schreibzeug, Sudelheften und Schulbüchern eine PET-Flasche hervorluge. Auch die an ihre Arbeitsstellen pilgernden oder von ihren Werk- und Wirkstätten heimkehrenden Erwerbstätigen würden sich nicht zieren, aus ihren Hand- oder Aktentaschen ebensolche Gegenstände heraus zu klauben, um sich in aller Öffentlichkeit hemmungslos die Lippen zu netzen." Wie ich denn als Soziologe diese zweifellos unspektakuläre Beobachtung erklären würde, wollte der Lehrer wissen und brachte mit seiner Frage durchaus in Verlegenheit.

Kann eine solche alltägliche Reminiszenz überhaupt der Gegenstand einer soziologischen Betrachtung sein? Haben wir, die über eine gewisse Erfahrung verfügen, mit hoch elaborierten statistischen Verfahren grosse Datenmengen zu analysieren, mittlerweile verlernt, den Sinn sozialen Handelns deutend zu verstehen, was ja seit Max Weber eine nach wie vor gültige Definition unseres Metiers ist?

Ohne grossen Vorbedacht versuchte ich zu antworten, indem ich einige Versatzstücke aus der soziologischen Klamottenkiste hervorzauberte und bezugnehmend auf Norbert Elias' Zivilisationstheorie von sich verändernden Höflichkeitsnormen und Schamgrenzen schwafelte oder das Verhalten der Mineralwasser trinkenden jungen Erwachsenen in Kontrast setzte zu jenen obdachlosen Alkoholikern in den Bahnhöfen, welche noch im Zustand hochgradiger Verwahrlosung ihre halbleere Flasche billigen Rotweins züchtig in einem Papiersack versteckt reihum kreisen lassen.

Nun, die Frage hat mich vor allem aus zwei Gründen zu einem systematischeren und fundierteren Erklärungsversuch angetrieben. Zum einen läuft die Soziologie durchaus Gefahr, auf ihrem Weg der zunehmenden Spezialisierung auf immer abstraktere und realitätsdünnere Spezialgebiete, die pralle Fülle alltäglicher Wirklichkeit aus den Augen zu verlieren. Haben uns nicht gerade Autoren wie Georg Simmel – ich denke an seinen Aufsatz über den Henkel – Siegfried Kracauer mit seinen Überlegungen zur Hotelhalle, Walter Benjamin in seinen Denkbildern oder Roland Barthes in seinen Mythen des Alltags gelehrt, dass sich in den feinsten Verästelungen sozialen Handelns gerade jene gesamtgesellschaftlichen Strukturen und Prozesse wiederspiegeln, die freizulegen Ziel und Aufgabe der Soziologie ist? Der weitere Grund ist programmatischer Natur: Versucht man die Entwicklungen der akademischen Soziologie der zwei vergangenen Jahrzehnte zu überblicken, dann lässt sich die These formulieren, dass so unterschiedliche Theorieansätze wie das Milieu- und Habituskonzept Pierre Bourdieus, Anthony Giddens Strukturierungstheorie oder neuere Entwicklungen in den Bereichen des Rational-Choice und der Lebensverlaufsforschung im Bestreben konvergieren, die Kluft zwischen dem verstehenden und dem erklärenden Zugang zur gesellschaftlichen Wirklichkeit zu überbrücken und die auf getrennten Gleisen fahrenden Züge der Sozialstrukturanalyse einerseits und der kulturdiagnostischen Analyse andererseits aneinander zu rangieren.

Mit meinen Überlegungen, den öffentlichen Gebrauch von PET-Flaschen in das komplexe Räderwerk gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse hinein zu passen, hoffe ich bis an jene Orte zu gelangen, wo aus meiner Sicht wichtige Brückenkonstruktionen der soziologischen Theorieentwicklung noch im Gerüst hängen. Das sind zugleich jene Orte, wo ich mit meinen familiensoziologischen Untersuchungen Bausteine heran zu karren bestrebt bin.

***

Wenn hier von PET-Flaschen die Rede ist, erwarten Sie wohl keine detaillierten Ausführungen zur Chemie jener 1941 entwickelten Polyesterverbindung Polyethylenterephthalat, die sich unter dem Namen „Trevira" zunächst in der Textilindustrie etablieren konnte, und die seit den siebziger Jahren intensiv als Verpackungsmaterial in der Lebensmittelindustrie genutzt wird. Es geht mir auch nicht um die von Coca-Cola GmbH entwickelte PET-Mehrwegflasche, die 1990 in den Markt eingeführt wurde und wohl deshalb ihren Siegeszug antrat, weil sie – verglichen mit Glasflaschen – kostengünstiger herstellbar, leichter zu transportieren sowie problemloser zu entsorgen ist.

Mein Interesse gilt vielmehr dem Umstand, dass die Vorzüge des technologischen Angebotes PET-Flasche (klein, leicht, handlich, bruchfest, geschmacksneutral, sauber) zur Veränderung von Trinkgewohnheiten beitragen. Von dem Hintergrund der eingangs erwähnten Beobachtung kann erstens ein Wandel in den *Getränkevorlieben* vermutet werden. Im Wissen, dass vor allem bei Mineralwasser, Erfrischungsgetränken Glasflaschen durch PET-Gebinde ersetzt wurden, halte ich im folgenden eine vereinfachende Gleichsetzung von Gefäss (PET) und Inhalt (Mineralwasser) für statthaft. Gewandelt hat sich zweitens die *zeitliche Organisation* des Trinkens. Ebenso wie individuelle Lebensverläufe immer weniger dem Muster einer sozial normierten Abfolge bestimmter Phasen entspricht (Destandardisierung), scheinen sich auch jene Institutionen, die den Tagesverlauf strukturierten, zu verflüchtigen: Getrunken wird immer dann, wenn mich danach gelüstet und nicht mehr, wenn die Kirchturmglocke die Mittagspause einläutet. Parallel dazu erodieren drittens auch die *Orte*, wo Getränke konsumiert werden. War der traditionelle Rahmen für den Nahrungsmittelkonsum entweder die Privatsphäre des heimischen Esstisches oder funktional spezifizierte halböffentliche Räume wie Restaurant, Pauseplatz oder Raststätten, dann muss – wenn die eingangs erwähnte Beobachtung zutrifft – von einer Entdifferenzierung von privat und öffentlich gesprochen werden.

Auf der Grundlage dieser dreifachen Eingrenzung des Phänomens der zunehmenden Sichtbarkeit der PET-Flasche in der Öffentlichkeit a) als Wandel der bevorzugten Nahrungsmittel, b) des Erodierens von Normen und Institutionen sowie c) der Veränderung der Relation von öffentlich und privat lassen sich ohne Zweifel ertragreiche Untersuchungsdesigns entwickeln. Mannigfaltige Beispiele aus dem Bereich der Sozialmedizin und der Präventionsforschung belegen das eindrücklich. Das Interesse gilt dort freilich meist deviantem Verhalten, etwa den Missbrauch von Alkoholika oder Cannabisprodukten. Aber auch das Triebaufschubprogramm, das Norbert Elias in seiner Zivilisationstheorie vorgeschlagen hat, oder zeitdiagnostische Ansätze, etwa Richard Sennetts Vorstellung von der zunehmenden „Tyrannei der Intimität", konzentrieren sich weitgehend auf die Makroebene und siedeln das Thema im Bereich der gesamtgesellschaftlichen Modernisierung an, wobei die Gegenläufigkeit zwischen dem Entstehen von Manieren, Takt und Höflichkeit im Zuge zunehmender Affektkontrolle im Sinne von Elias einerseits und dem Schreckensbild einer immer raumgreifenderen Öffentlichkeit andererseits wohl noch nicht auf befriedigende Weise geklärt worden ist.

Kulturpessimistische Trendanalytiker heulen es vom Kirchturm, nicht nur, dass der öffentliche Raum an Bedeutung einbüsst, und dass sich die klassische Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz ebenso auflöst, wie die vielfältigen Bindungen oder Ligaturen (Dahrendorf) von Individuen an ihre Nation, Stadt, Partner oder Aufgabe. Doch war nicht die Emanzipation aus tradierten Strukturen und Institutionen seit jeher ein Leitziel der Moderne und hat nicht zuletzt auch die Architektur diese Entwicklung vorbereitet oder gar verstärkt? Die Ikone des funktionalen Baustils – Mies van der Rohes Pavillon

für die Weltausstellung in Barcelona – thematisiert just dieses Ineinanderfliessen von Innen und Aussen in idealtypischer Weise und bestätigt die Analyse von Walter Benjamin, wonach sich bereits im Jugendstil des 19. Jahrhunderts die bürgerliche Innerlichkeit aufzulösen begann; spätestens mit den flammenden Plädoyers für ein befreites Wohnen waren dann die Zeiten einer klaren Grenzziehung vergangen: Auf Einhausung folgte die Entäußerlichung. Der öffentliche Zugriff auf das Private hat mittlerweile viele Gestalten erfunden: man denke etwa jene Person im Tram, die gerade lauthals ihre amourösen Abenteuer vorbereitet, und bei der man erst auf den zweiten Blick jener Kapsel im Ohr gewahr wird, welche die Verbindung zum Handy herstellt, oder denken wir an die Berliner Verkehrsbetriebe, welche ihre firmeneigene Unterwäsche als offiziellen Fahrausweis anerkennen: Erst wer sich faktisch entblösst, kann den Kontrolleur davon überzeugen, kein Schwarzfahrer zu sein. Oder erinnere man sich, dass „Big-Brother" noch in den achtziger Jahren ein Synonym war für jenen Überwachungsstaat, der mit Kameras und geheimen Fichensammlungen eine Dauerkontrolle seiner Bürgerinnen und Bürger organisierte, während das gleiche Wort heute der Bezeichnung von zehntausendfach beäugten Reportagen über Jugendliche dient, welche sich über Wochen freiwillig in einen Container sperren lassen um sich dort in Szene setzen. Wer, wenn nicht diese Kids entsprechen treffender dem „aussengeleiteten" Persönlichkeits- bzw. Charaktertyp, den David Riesman ausführlich beschrieben hat. Der öffentliche Gebrauch der PET-Flasche ergänzt diese Beispielreihe, die meines Erachtens eher von einer Tyrannei der Öffentlichkeit denn von einer Tyrannei der Intimität zeugt. Das Trinken wird gleichsam zu einem Ereignis im Vorübergehen. Die hochmobilen Akteure hängen sozusagen permanent am labenden Tropf, ebenso wie sie eingeschnürt sind in ein dichtes Netz an informationsvermittelnden Kabeln. Bloss: die Intensivstation ist der öffentliche Raum. Dort nur ist man Zuhause. Dort lebt man intensiv. Hanno Rauterberg hat für deren Befindlichkeit den schönen Satz geprägt: „Weil die Nähe verloren ging, braucht es keinen Abstand mehr" (Rauterberg 2001).

Solche Kritik an den Protuberanzen der Modernisierung krankt vor allem daran, dass die behauptete Erosion von Strukturen und Institutionen, die Entwicklung hin zu einer Gesellschaft von Einzelgängern, verabsolutiert wird. Die Möglichkeit sozialen Fortschritts wird somit letztendlich negiert. Norbert Elias Vorstellung vom Prozess rücksichtsvoller Zivilisation erweist sich gerade in dieser Hinsicht als offeneres Theorieprogramm. Die Befriedigung biologischer Grundbedürfnisse wie Hunger und Durst gehört wohl zu jenen Bereichen, wo die Affektkontrolle, und damit auch die Verfeinerung der Sitten, schon früh Einzug hielt. Verfestigt haben sich damit auch die Selbstzwänge, wann und wo die Nahrungsaufnahme zu erfolgen hat. Gründe wie Respekt und Rücksichtnahme zwingen den Einzelnen, sein Verhalten immer differenzierter, gleichmässiger und stabiler zu regulieren. Dass Höflichkeitsnormen eine beträchtliche kulturelle Variabilität aufweisen, vermag ein knapper Vergleich zu belegen: Aktuelle Reiseführer warnen Touristen davor, in islamischen Ländern – und das nicht nur während des Fastenmonats Ramadans – in der Öffentlichkeit Getränke zu konsumieren. Man würde durchaus Gefahr laufen, eine Tracht Prügel zu kassieren. Auch in den USA ist der Genuss von Getränken im öffentlichen Raum bis dato verpönt und es fällt amerikanischen Besuchern immer wieder auf, wie hoch die diesbezügliche Toleranz in den westeuropäischen Ländern ist. Erwähnenswert ist auch eine bundesdeutsche Kleinstadt, deren Bestreben, das Trinken im öffentlichen Raum per Gesetz zu verbieten, in den Medien nur Hohn und Spott erntete. Andererseits sind die Normen bezüglich des Rauchens in frei zugänglichen Räumen in den westeuropäischen Ländern ungleich rigider. Aufgrund

der Gegenläufigkeit dieser zwei Trends lassen sich Zweifel an der Gültigkeit der Erosionsthese anmelden.

Obiger Vergleich drängt ferner die Frage auf, ob nicht gesellschaftliche und kulturelle Differenzierungsvorgänge die Auflösung bestimmter Höflichkeitsnormen nicht nur ermöglichen, sondern sogar funktional notwendig machen. In diesem Sinne könnte man den öffentliche Gebrauch der PET-Flasche durchaus auch als Kampf um die Anerkennung von Werten wie Gesundheit, Leistungs- oder Genussfähigkeit (Hedonismus) verstehen. Im Unterschied zur kulturpessimistischen Zeitdiagnostik schliesst der Ansatz von Elias die Möglichkeit keineswegs aus, dass sich Höflichkeitsregeln verflüssigen können, um später in neuer Gestalt wieder auszukristallisieren.

***

Neigt man dazu, den häufigen und öffentlichen Gebrauch der PET-Flasche just in diesem Sinne zu deuten, dann greift die zuvor erwähnte dreifache Eingrenzung des Phänomens deutlich zu kurz. Ich wähne mich keineswegs „von allen höflichen Geistern verlassen" – um Luhmann zu zitieren – wenn für eine Ausweitung des Analysehorizontes nach zwei Hinsichten plädiert wird. Im Hinblick auf die Prüfung dieser Hypothese kommt man nicht umhin, einerseits aus einer mikrosoziologischen Perspektive danach zu forschen, welche Bevölkerungsgruppen, Schichten, sozialen Lagen oder Lebensstile denn ihre Praktiken der Nahrungsaufnahme neu organisieren. und – zumal kulinarische Stereotype immer auch kulturell unterfüttert sind – lässt sich zweitens auch die Frage nicht ausblenden, ob und wie sich diese Dynamisierung einer Lebensgewohnheit als Ausdruck kulturellen Wandels dingfest machen lässt. Ins Blickfeld rückt damit die soziale Identität der PET-Flaschenkonsumenten, die es unter dem doppelten Aspekt der sozialen Exklusion wie auch der sozialen Inklusion zu beleuchten gilt.

Es ist nun freilich keineswegs eine neue Erkenntnis, dass Ess- und Trinkgewohnheiten seit jeher mit der gesamten Lebenswelt von Menschen verzahnt waren. Bereits Durkheims Neffe Marcel Mauss bezeichnete die Verquickung von Nahrungsaufnahme und Esskultur als „soziales Totalphänomen" (Mauss 1968: 17f; vgl. auch Teuteberg 2000). Esskulturen können sowohl Prozesse der Identifikation und Solidarität (ich erinnere an das Sprichwort: „Was der Bauer nicht kennt, das frisst er nicht"), wie auch solche der Ausgrenzung begründen. Oder irre ich mich, dass jene Briten, welche ihre französischen Nachbarn als „frog eaters" (Froschesser) oder die Deutschen als „krauts" bezeichnen, diese liebevoll zwar, aber eben doch herabwürdigen?

Der historische Wandel von Konsumgewohnheiten kann keinesfalls als blinder Fleck in den Sozialwissenschaften gewertet werden. Die Volkskunde, die Ernährungsphysiologie und -soziologie und vor allem auch jener Zweig der Sozialgeschichte, der sich mit Alltagsfragen auseinandersetzt (Ecole des Annales), haben sich ausführlich mit einschlägigen Themen beschäftigt. Herausragende Beispiele wären etwa Wolfgang Schivelbuschs Untersuchungen über die Einführung von Tee, Kaffee, Tabak oder Cannabis in die hochentwickelten Länder Westeuropas. Ihn, ebenso wie Thomas Brennan, der sich mit den Funktionen des „Public Drinking" auseinander setzte, reizt am Thema vorab die gesellschaftliche Transformation eines ursprünglich devianten Verhaltensmusters hin zu einer sozial akzeptierten Praxis. Der lange Jahre hier in Zürich lehrende Historiker Rudolf Braun hat in seinen empirischen Studien nachgewiesen, dass die über Generationen hinweg eingeschliffenen Ess- und Kochgewohnheiten von Immigranten ein aussergewöhnliches Beharrungsvermögen aufweisen. Sie bilden für den Einzelnen einen wichtigen Teil seiner Heimatbindung und – wie jüngst Jakob Tanner belegte – können solche

Gewohnheiten auch als Etikett für die soziale Exklusion einer Volksgruppe benutzt werden („Macaroni" als Bezeichnung für die italienischen Gastarbeiter).

***

In obigen Ausführungen skizzierte ich einen theoretischen Rahmen, der aber empirisch noch auf recht wackeligen Füssen steht. Gerade weil es zu meinem Metier als Soziologe gehört, alltäglichen Beobachtungen zunächst zu misstrauen, soll nunmehr geprüft werden, ob die Tatbestandsbehauptung des vermehrten öffentlichen Trinkens aus PET-Flaschen überhaupt zutrifft, ob also ein Wandel in den Trinksitten tatsächlich gegeben ist. Wenn diese Validierung gelingt, kann alsdann die sozialstrukturelle Ordnung der PET-Flaschenkonsumenten in Termini des *Lebensstils*, sowie deren sozio-kulturelle Orientierungen im Sinne veränderter *sozialer Identiäten* rekonstruiert werden.

Ein Blick in die Produktions- und Konsumstatistiken der Kunststoffchemie und der Getränkebranche bestätigt rasch, dass die Beobachtungen des eingangs erwähnten Lehrers kaum als Ergebnis einer verzerrten Wahrnehmung zu werten sind: Die PET-Industrie erzielte seit der Einführung der Mehrwegflasche im Jahr 1980 überdurchschnittliche Produktionszuwächse. Selbst während der rezenten Konjunkturflaute konnte der Ausstoss von Gebinden für den Getränkemarkt (wobei Flaschen für Mineralwasser, Süssgetränke und Fruchtsäfte den Hauptanteil bildeten (ca. zwei Drittel der Produktion)) jährlich um gegen 10% gesteigert werden. Ähnlich sehen die Markttrends in der Getränkeindustrie aus: Die Produktion von Mineralwasser erhöhte sich in der Schweiz während den 1990er Jahren um nicht weniger als 30%. Die Wässer flossen überwiegend in die Kehlen der Schweizerinnen und Schweizer, sanken doch die Exporte um rund einen Viertel. Im gleichen Zeitraum erhöhten sich die Importe gar um mehr als das Dreifache.

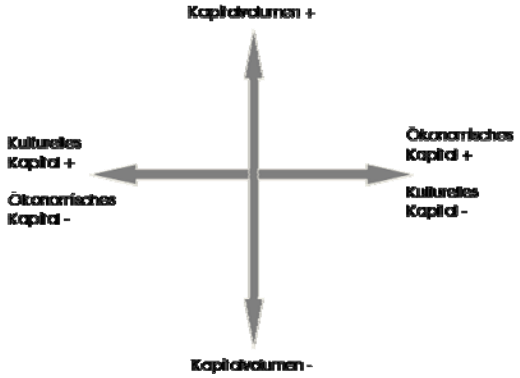
Auf der Grundlage von periodisch durchgeführten Gesundheitserhebungen lässt sich der Wandel in der Struktur der konsumierten Getränke beschreiben: Der Verbrauch von Alkoholika ist seit den frühen 1960er Jahren stark rückläufig. Der Bierkonsum sank zwischen 1961 und 1975 um mehr als 30%. Nach einer Phase der Stagnation ist seit Mitte der 1980er Jahre ein erneuter Rückgang zu verzeichnen. Ähnliche Entwicklungen gelten auch für Wein und Spirituosen. Eine Ausnahme bilden die Alkopops, die sich in jüngster Zeit gerade unter adoleszenten Konsumenten zunehmender Beliebtheit erfreuen. Jedoch erreichen auch diese bei weitem nicht die Zuwachsraten von Mineralwasser, wo sich der Konsum zwischen 1989 und 2000 um nicht weniger als 60% erhöhte. Belief sich der Pro-Kopf-Verbrauch 1980 noch auf 39.6 Liter, hat er sich 1990 auf 69.2 Liter verdoppelt und 1999 kippte sich der Durchschnittsschweizer rund 96 Liter Mineralwasser hinter die Binde.

Diese Ziffern belegen zwar eindrücklich, dass PET-Flaschen ebenso wie Mineralwasser zunehmenden Anklang finden. Sie indizieren indes nicht, ob sich auch der Ort des Konsums gewandelt hat. Da hierfür keine relevanten Datenquellen greifbar sind, muss man zu qualitativen Befunden greifen. Einige Beobachtungen: Vor wenigen Jahren galt noch die ungeschriebene Regel, dass sich Personen, die gemeinsam Sport betrieben oder trainierten, nach Absolvierung des Pensums bei einem gemeinsamen Bier wieder aufpäppelten. Mittlerweile gehört die Getränkflasche zum obligaten Utensil, dessen man sich auch während der körperlichen Verausgabung ausgiebigst bedient. Als ich vor einigen Jahren Vorlesungen besuchte, bildeten sich in den Pausen vor den Getränkeautomaten lange Schlangen. Diese sind zwischenzeitig weitgehend verschwunden. Stattdessen stelle ich fest, dass vielleicht ein Viertel der Zuhörer meiner Vorlesungen sich während des Unterrichts verköstigt. Ja selbst während einer Lizentiatsprüfung scheute

sich eine Probandin nicht vor dem Griff zur PET-Flasche. Ein Lehrer berichtete mir davon, dass er von der Schulleitung unterwiesen wurde, den Konsum von Mineralwasser während des Unterrichts aus ernährungsphysiologischen Gründen nicht zu unterbieten. Hervorgehoben wurde insbesondere der leistungssteigernde Effekt der Wasseraufnahme. Die Hypothese, wonach der Konsum von Getränken sich zunehmend auf den öffentlichen Bereich ausdehnt, wird durch diese Beobachtungen zumindest nicht widerlegt, selbst wenn die beigezogenen Daten vergleichsweise weich sind.

Wenden wir uns gleichwohl den sozialen Differenzierungen der Trinksitten zu. Ich möchte dabei auf Pierre Bourdieu zurückgreifen, der in seiner Studie: „Die feinen Unterschiede" (1979) in seinen Darstellungen des sozialen Raums sowie der Lebensstile und Milieus auch den Getränkevorlieben Beachtung zollte. Das theoretische Bestreben Bourdieus besteht vor allem in einer kulturtheoretischen Wendung des Schicht- und vor allem Klassenanalyse. Es geht ihm um die Konzeption einer Theorie, die zeigt, wie sich gesellschaftliche Ungleichheit im Lebensstil und Habitus von Gruppen und Individuen niederschlägt und andererseits, wie die Lebensstile durch solche subjektiven Phänomene reproduziert und konstituiert wird. Er schlägt vor, dass Geld und Besitz (Kapitalvolumen) einerseits, sowie das kulturelle Kapital (Bildung, soziales Netzwerk und Beziehungen) und das Prestige des ökonomischen Kapitals andererseits zwei Dimensionen aufspannen, in denen sich Individuen und Gruppen verorten lassen (Abb. 1). Unter Habitus versteht Bourdieu die Summe dieser Kapitalformen. Im Habitus schlägt sich die Lage der Akteure, ihr Lebensstil, die Art ihres Denkens, Handelns, Geschmacks und ihrer Haltungen nieder. Lassen Sie mich den Ansatz an Beispielen kurz erläutern (Abb. 2): Zum Habitus eines Hochschullehrers gehört, dass er in seiner Freizeit die Musik von Xenakis oder Webern hört, gerne avantgardistische Festivals besucht oder philosophische Essays liest. Zum Lebensstil einer Führungskraft in der Privatwirtschaft gehört demgegenüber eher eine Segelyacht, die Vorliebe für die Malerei von Renoir oder der Besuch von Boulevardtheatern. Der Landarbeiter wiederum delegiert sich an Jahrmärkten, einem Film mit Brigitte Bardot im Fernsehen oder beim Angeln.

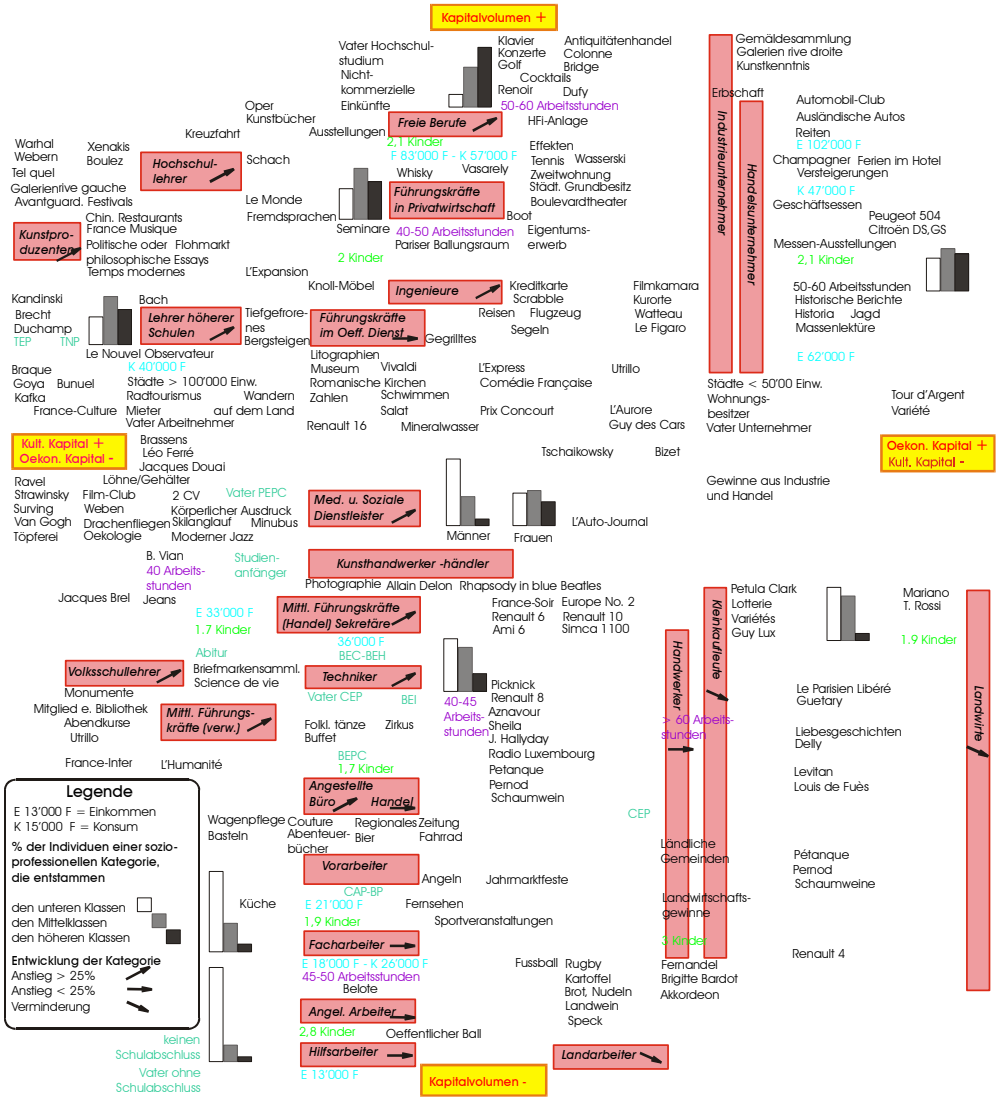
Abb. 1: Dimensionen des sozialen Raums nach Bourdieu



Trotz des inhaltlichen Reichtums, den diese Darstellung enthält, sollten wir das heutige Thema nicht aus den Augen verlieren und uns den milieuspezifischen Getränkevorliegen zuwenden (Abb.3). Es erstaunt kaum, dass der Konsum von Bier, Landwein oder Pernod ein Merkmal der unteren Schichten ist. Im Kontrast dazu präferieren die gehobenen Milieus weit eher Cocktails, einen Single Malt Whiskey oder einen Jahrgangs-Champagner. Wer aber konsumiert Mineralwasser? Es sind die Aufstiegsorientierten Milieus, näherhin die öffentlich Bediensteten, die Angestellten, die in medizinischen und

sozialen Berufen tätigen, die Lehrer und Studierenden. Aber auch die hedonistischen sowie die an ökologischen Fragen interessierten Milieus weisen eine starke Affinität zu diesem Getränk auf.

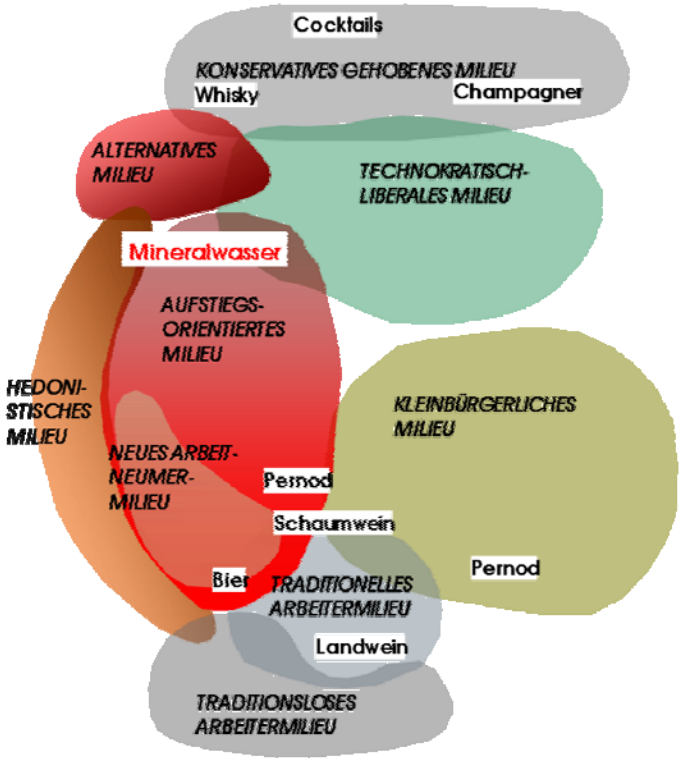
Abb. 2: Raum er sozialen Positionen und Lebensstile (Bourdieu)



Eine deutsche Marktforschungsstudie, welche die Binnendifferenzierungen des Mineralwasserkonsums unter die Lupe nahm, bestätigt die Befunde Bourdieus. Sie zeigt darüber hinaus, dass auch die Art der Verpackung, die wiederum mit den Trinksitten assoziiert sind, milieuspezifische Unterschiede aufweisen. Die Untersuchung operiert mit der Lebensstil-Typologie von Gerhard Schulze, einem Ansatz, der sich mit Bourdieus sozialem Raum durchaus vergleichen lässt und kommt zum Befund, dass die bildungshohen Lebensstile: das *Niveau-Milieu* und das *Selbstverwirklichungsmilieu* beim Mineralwasser importierte Spezialitäten in Glasflaschen bevorzugen. Präferiert wird beispielsweise San Pellegrino. Innerhalb des *Integrationsmilieus* (mittlere Bildung) fällt die Wahl qualitätsbewusst auf hochwertige Marken. Das *Harmoniemilieu* trinkt vor allem lokale und regionale Wässer und weist insgesamt weniger ausgeprägte Präferenzen auf. Das *Unterhaltungsmilieu*, welches sich mit den Hedonisten aber auch mit dem Aufsteigermilieu im Sinne Bourdieus überschneidet, konsumiert demgegenüber vor allem trendige Mar-

ken, die zudem originell verpackt sein sollten, beispielsweise in PET-Flaschen. Man will ja auch beim Trinken etwas erleben.

Abb. 3: Getränkevorlieben nach Milieus (Bourdieu)



Gerade die Korrespondenz zwischen Aufstiegsorientierung, Gesundheits- und Umweltbewusstsein sowie Hedonismus einerseits und dem Konsum von Mineralwasser andererseits, welche in beiden zitierten Studien zum Vorschein kommt, bestärkt mich in der Ansicht, dass die kulturpessimistischen Diagnosen letztlich in die Binsen gehen. Der öffentliche Gebrauch der PET-Flasche zeugt weniger von der Erosion vielfältiger sozialer Bindungen, gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen oder von Prozessen der Entzivilisierung.

Für weitaus plausibler halte ich es, das Phänomen des Mineralwasserkonsums in der Öffentlichkeit als eine komplexe Strategie von Individuen und Gruppen zu deuten, die darauf abzielt, jenen spezifischen Werten, welche hinter der Aufstiegsorientierung, dem Gesundheits- und Umweltbewusstsein aber auch dem Geniessen stehen, Nachachtung zu verschaffen. Das Missbehagen am theoretischen Ansatz Pierre Bourdieus, der die soziale Praxis zum alleinigen Dreh- und Angelpunkt erklärt, veranlasst mich zur Verdeutlichung dieser These das Konzept der *sozialen Identität* beizuziehen.

Mit Habermas kann man zwischen persönlicher und sozialer Identität unterscheiden. Äussert sich die *persönliche Identität* in der Einheit einer unverwechselbaren Lebensgeschichte, welche gleichsam „vertikal" die Konsistenz eines lebensgeschichtlichen Zusammenhangs sichert, dann bezeichnet *soziale Identität* die Zugehörigkeit eines Individuums zu seinen verschiedenen Bezugsgruppen. Soziale Identität garantiert demnach „horizontal" die Erfüllbarkeit der differierenden Ansprüche all jener Rollensysteme, denen ein Individuum zugehört. Persönliche und soziale Identität neigen stets dazu, aus dem Lot zu geraten. Um persönliche und soziale Identität in ein stabiles Gleichgewicht zu überführen (*Ich-Identität*), ist eine paradoxe Interaktionstechnik vonnöten: Einerseits

insistiert die Person auf ihrer sozialen Identität, indem sie mit den Gegenspielern in einer Interaktion im Rahmen normierter Erwartungen identisch zu sein versucht (*phantom-normalcy*); andererseits, und gerade um den Anspruch auf individuelle Unverwechselbarkeit nicht aufgeben zu müssen, versucht es diese Identität als eine nur scheinhafte zu kommunizieren (*phantom-uniqueness*). Ich-Identität wäre die Fähigkeit, die Balance zwischen diesen beiden Fiktionen herzustellen.

Zuviel Soziologen-Chinesisch? Lassen Sie mich den Sachverhalt mit anderen Worten ausdrücken: Indem bestimmte Bevölkerungsgruppen allerorts zur labenden PET-Flasche greifen, grenzen sie sich ab sowohl von jenen konservativen gehobenen Milieus, die ihr klar konturiertes Wert- und Normengebäude retten möchten, wie auch von den unteren Schichten, zu denen man wenig Verwandtschaft verspürt. Mit dem steten Griff zur Flasche drücken sie nicht nur aus, dass sie eine besondere Gruppe, ein Milieu mit besonderen Qualitäten sind. Das dauernde Nuckeln erweist sich damit als eine Form von Protestverhalten gegenüber den beengenden sozialen Normen der Altvorderen. Solche Rebellion mag sanfter sein als jene der Halbstarken in den 50er Jahren, der Langhaarigen um 1968 oder der randalierenden Jugendlichen zu Beginn der 80er Jahre. Eine strukturelle Analogie ist gleichwohl nicht von der Hand zu weisen. Den gleichen Mechanismus hat auch Wolfgang Schivelbusch bei der Einführung anderer Getränke bemerkt und sorgfältig herausgearbeitet. Selbst der Konsum von heute so etablierte Getränke wie Schwarztee, Kafee oder Schokolade musste sozial erstritten werden. Damals wie heute waren die Partisanen dieses „Aufstands" die wirtschaftlichen Aufsteigerschichten.

Das Trinken im öffentlichen Raum dient aber nicht bloss der Abgrenzung. Im Verweis auf die leistungssteigernden und gesundheitsfördernden Funktionen des Mineralwasserkonsums beispielsweise, wird durchaus auch auf jene Wertvorstellungen rekurriert, die man mit den etablierten Milieus teilt. Solche Verankerungen im gesellschaftlichen Normengefüge sind jedoch in dem Sinne fiktional, als die jeweiligen Werte durchaus unterschiedlich gedeutet werden. Trotzdem manifestieren sich in den geteilten Werten jene einigenden Bande, welche die sozialen Schichten miteinander verbandeln. Sie ermöglichen es, dass das hier diskutierte Handlungsmuster kein Rädchen im Getriebe der sozialen Realität ist, welches leer läuft, sondern überall dort, wo eine Balance zwischen Abgrenzung und Integration erzielt wird, wo als eine Ich-Identität erreicht wird, greift das Zahnrad ins Räderwerk der gesellschaftlichen Modernisierung ein und treibt diesen Prozess weiter.

Ein Fazit: Der Gebrauch von PET-Flaschen in der Öffentlichkeit ist durchaus kein weltbewegendes Problem, zu dessen Lösung es der soziologischen Expertise bedarf. Und doch lohnt es sich, dem Phänomen nachzuspüren. Ich hoffe, dass es mir mit dem Versuch des deutenden Verstehens dieses Phänomens gelungen, zwei Anliegen zu vermitteln: zum einen wollte ich ein wenig Misstrauen säen gegenüber jenen kulturpessimistischen Trendanalysen, die allzu schnell bereit sind, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Zum anderen versuchte ich zu illustrieren, dass auf den aktuellen Baustellen der empirischen Soziologie – und dazu gehört ohne Zweifel sowohl die Sozialstrukturanalyse wie auch die Lebensstilforschung – trotz der Abstraktheit der zur Anwendung gelangenden methodischen und theoretischen Ansätze, und trotz der realitätsdünnen Grundlagen, das alltägliche Handeln von Menschen nicht notwendigerweise aus dem Blickfeld geraten muss.